

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1927

261 (9.11.1927) Die Mußestunde

... nach einigem Hin- und Hergehen, sagte sie mir, wie sie nach einigem Hin- und Hergehen zu mir gekommen. ...

Die Wandlung des Leutnants Kellermann

Am Frühjahr 1918, als der Krieg durch den sogenannten "Frieden" von Brecht Litowoski ein Ende gefunden hatte, wurde der Landsturmmann Walter Eichholz von seinem Truppenteil, der im baltischen Küstengebiet lag, nach dem Gouvernement Riga abkommandiert. Der Adjutant des Landsturmbattalions, Leutnant Kellermann, hatte sich zwar — wie Eichholz vertraulich von einer Kompanie-Ordnungslehrer — dieser Kommandierung aufs heftigste widersetzt, hatte jedoch dank einer Empfehlung des Kompanieführers mit seinem Einpruch keinen Erfolg gehabt.

Bevor Eichholz seinen Truppenteil verließ, wurde er noch einmal zum Bataillonsadjutanten befohlen. Leutnant Kellermann gehörte zu den Leuten, die es bei den militärischen Traditionen der Vorkriegszeit wohl niemals zum Reservoffizier gebracht haben würden. Er besaß keine militärischen Kenntnisse, aber nicht gerade feindlichen Sinnes. Er war ein ruhiger, aber nicht gerade feindlicher Mensch, ein Mensch, der sich in der Gruppe "verdient" hatte, und nicht in der Bekundung von Königsreue und Vaterlandsgeschrei seinen adligen Dünkel nachzufinden.

Alle Eichholz sich bei ihm meldete, hatte der Leutnant zunächst allerlei an seiner vorläufigen Stellung und an seiner Kleidung auszufragen. Dann fuhr er fort: "Ich freue mich, daß es meiner Verhinderung entgegen ist, Ihnen den Posten beim Gouvernement zu verschaffen. Aber ich mache Sie gleich darauf aufmerksam, daß ich das Gouvernement selbstverständlich davon benachrichtigen werde, daß Sie Sozialdemokrat und Abkondemnt des 'Volkstempel' sind. Ihre neue Dienststelle wird also wissen, was Sie von Ihnen zu halten hat, und Sie, sobald Sie sich irgendetwas mißliebigen machen sollten, sofort zur Kompanie schicken!"

Eichholz nahm diese liebenswürdige Mitteilung in starrer Haltung zum Kenntnis. Einmühtlich ließ er sich nicht. Seinen neuen Dienst verließ er pünktlich und gewissenhaft und gab seinen Vorgesetzten keinen Anlaß zu Klagen. So kam auch seine Zurückverlegung zu seinem Truppenteil bald nicht mehr in Frage.

Dann kam der 9. November. Wie bei allen großen Formationen, wurde auch beim Gouvernement Riga ein Soldatenrat gebildet. Bei den einzelnen Dienststellen wurden von den Mannschaften Vertrauensleute gewählt, die den Dienstbetrieb zu überwachen und auch das Recht zur Kritik am Verhalten der Offiziere hatten. Das verantwortungsbewußte Auftreten der Soldatenräte sorgte dafür, daß die Revolution keine wilde Anarchie in die Truppen trug und die Ordnung erlitten konnte. Zu den gewählten Vertrauensleuten gehörte auch Walter Eichholz.

Als Eichholz eines Tages durch die Straßen von Riga ging, hörte er sich anrufen. Einige Schritte hinter ihm stand Leutnant Kellermann und streckte ihm schon von weitem die Hand entgegen. "Guten Tag, mein lieber Eichholz", rief der Leutnant fröhlich. "Ich freue mich sehr, Sie einmal wiederzusehen. Wie geht es Ihnen denn? Das war doch eine feine Idee, daß ich mich damals so nachdrücklich um Ihre Verlegung nach Riga bemüht habe. Sie haben sich ja auch ausgezeichnet bewährt, wie ich gehört habe. Ich würde es ja von Anfang an, daß wir mit Ihnen beim Gouvernement Echte einlesen würden."

Ein Held

Serr Bossi war Bankleiter in der kleinen südfranzösischen Stadt, in der ich ein halbes Jahr gewohnt habe. Da er, wie ich, das Frühlings- und Mittagsessen in dem kleinen Hotel einnahm, kamen wir verhältnismäßig schnell dazu, uns zu unterhalten, was damit endete, daß wir auch bald gute Freunde wurden, gemeinsame Ausflüge machten, uns über Politik unterhielten und jeden Abend hinaus an den Zigeunern sangen, die außerhalb der Stadt lagerten und so bezaubernd Gitarre spielten. Er hatte zwei Jahre lang den Krieg mitemgemacht, dabei sein rechtes Bein verloren, aber umging es mit eiserner Konsequenz von jener Zeit zu sprechen. Er war nicht verheiratet und wohnte im Bankgebäude, aber wie die meisten Franzosen hielt er sein Heim wie ein von Fremden nicht zu betretendes Palladium und lud mich nie zu sich ein. Nur ein einziges Mal fragte er mich, ob ich nicht Lust hätte, seinen Garten zu sehen, von wo aus man eine wunderbare Aussicht auf die schneebedeckten Berge hatte, und wo er zwei prächtige Wolfsbunde und ein junges Adlerpaar beobachtete. Als ich mich wieder zum Gehen ansetzte, trat eine ältere, schwarzgekleidete Dame, die ich dem Aussehen nach bereits kannte, der ich aber nie vorgestellt worden war, in den Garten. Madame Regnault war schon vorm Kriege Witwe geworden und hatte außerdem ihren einzigen Sohn im ersten Kriegsjahr verloren.

Schon am nächsten Tage besagte ich ihr wieder außerhalb der Stadt. Sie mußte ein Gespräch mit mir an und berichtete mir

... ich habe Ihren Sohn erschossen ...

... können Sie sich eine Dankbarkeit vorstellen, die andauernd eine Wunde aufreißt ...

... ich habe Ihren Sohn erschossen ...

... es war an der Marne, bevor Bisse aus Paris kam ...

... ich war nicht der Ansicht ...

... ich war Offizier und hatte die Verantwortung für das Leben meiner Kameraden ...

... da sah ich meine Wiffole und schob auf ihn ...

Revolution

Es gibt in der Natur, und deshalb auch in politischen Verhältnissen, meiner Überzeugung nach keine andere Entwicklung als durch Revolution. Es gibt keine ruhige, gleichmäßige Entwicklung in der Natur. Es gibt gewisse Zustände, aus Revolution hervorzugehen, bleibt und löst sich eine geraume Zeit hindurch fort, und dann muß dieser Zustand durch eine neue Revolution gelutert und umgeschaffen werden: das ist das Gesetz der Natur und das ist auch das Gesetz des politischen Fortschritts.

Man läßt so viel über Französische Revolutionen und ihre Greuel. Sulla hat bei seinem Einzuge in Rom in einem Tage mehr gemüht, als in der ganzen Revolution geschehen ist.

In allen Revolutionen geben die Menschen auf dem Kothurn. Sie erheben sich über ihre eigene Gestalt, sie haben ein Maß, das über die Länge ihres Körpers hinausreicht.

Alle Revolutionen kommen aus dem Magen.

Der Kronprinz hatte bei einem Tennis-Turnier in Sopot im Damen- und Herren-Doppel gespielt. Dank seiner ausgezeichneten Partnerin, einer Dame der Danziger Gesellschaft, war das Paar nicht ohne Aufsehen. Er fährt zur Kieler Woche und telefoniert von dort an die Turnierteilnehmer, er versichte auf seine bisherige Partnerin, er bringe sich eine andere aus Kiel mit. So etwas kann man wohl als gesellschaftliche Taktlosigkeit bezeichnen. Seine bisherige Partnerin steckte diese Beleidigung nun nicht so ohne weiteres ein. Sie ging zu dem ausgelassen gemessenen Paar, trat dort an Stelle ihrer Freundin ein und schlug nun unter allgemeinem Beifall der Zuschauer den ritterlichen Sportskanonier mit seiner neuen Partnerin 6:0, 8:0. Wenn es keine königliche Hebelit gewesen wäre, hätte ihm ob solcher Taktlosigkeit die Gesellschaft wohl unerbötlichen ihre Misachtung gezeigt. Aber bei dem bekann- ten deutschen Bürgerhofs vor Fürstentronen?

Der schneidige Reiter

Der Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preußen wurde von Blättern, wie Berliner Lokal-Anzeiger um stets als Muster aller ritterlichen Tugenden hingestellt. Nach diesen Blättern war der "schneidige Kaiser" der Traum aller Backfische von Danzig und Umgebung. Und wie waren seine sportlichen Kräfte wirklich? Und Oberst der Schwarzen Huzaren reitet er ein Rennen mit und endet unter, ferner liefen ...

Zwar nicht billig aber dafür dumm

Prinz Friedrich Leopold von Preußen, Better von S. M., einer der wohlhabendsten Fürstlichkeiten war etwas geizig und ärgerte sich immer über das viele Geld, das sein Haus halt in Glorien verbrachte. Er sah sich auch stets die Abrechnungen an, von denen er zwar nichts verstand, aber dafür schimpfte er immer mehr über die hohen Entsummen. Janohf, S. K. S. schimpfte. Das konnte er wie sein Vater und wie ein Fürstling. Nun ging er mal nach einem Abendort, in der Kriegsakademie, in denen meist der Allerhöchste Kriegsberr seine Weisheit leuchten ließ, mit einigen Offizieren nach dem "Seibelferber" in der Friedrichstraße in Berlin. Dies war ein großes, sehr gutes, bürgerliches Bierlokal, in dem eine auffallend reiche Speisekarte so in der Preisliste von 1.— bis 1,75 M durchschnitlich lag. Kömial, Sobelt verzehte mit ausgezeichnetem Appetit ein Eisbein für 1,25 M und trant dazu einige Glas Wiener. Am anderen Tage ließ er sich seinen Hausball hören auf. Da im Fehelberger habe ich eine sehr reichhaltige Speisekarte gesehen. Das war gut. Sie werden mir jetzt auch täglich eine solche Speisekarte vorlegen und die Preise dahinter schreiben. Ich lude mir dann etwas aus. Täglich wurde ihm dann eine Speisekarte mit etwa 70 verschiedenen Gerichten vorgelegt und alles mußte da sein, denn man konnte bei seiner Unachtsamkeit nie vorher wissen, was er wählen würde. Seine Kömial, Sobelt hat nur dann seiner genialen Einbildung sich lange Zeit nicht um die Hausballkosten gekümmert. Später hat er sich dann gewundert, daß ihm das noch kostspieliger kam.

Karriere

S. M. sitzt als Gast bei einem Garde-Kavallerie-Regiment im Kasino. Er redet, wie üblich, an der Spitze der Tafel große Töne. Wenn er nicht der Allerhöchste Kriegsberr gewesen wäre, wäre ihm wohl so mancher der Offiziere über den allerhöchsten Schmabel gefahren. Aber schließlich die Karriere!

Nur ein junger Fregatdachs von Leutnant aus altem Adelsgeschlecht, dem wurde das zu dunt. Erstens war er von Hause aus recht begütert und ansehender war er auch schon etwas "blau". Der jagte zu den am unteren Ende der Tafel sitzenden, als S. M. man endlich eine Pause machte, ganz laut: "Ich weiß nicht, was die Hohenrollern sich eigentlich einbilden, wir Armin's sind ja bedeutend älter und vornehmer!"

Ganz recht, mein lieber Armin", ruft S. M. berübert: "wir Hohenrollern haben eben bessere Karrieren gemacht!" Der junge Leutnant hat keine Karriere gemacht. Er sog sich bald darauf auf seine Güter zurück.

Wie zu Neos Zeiten

Es ist aber leider unter der Willkür-Herrschaft Wilhelm II. nicht allein bei solchen harmlosen, wenn auch charakteristischen, kleinen Ereignissen geblieben. Es haben sich auch bitterernste Tragödien zusetzen durch das Verschulden des Unverantwortlichsten aller Monarchen. Häufig traf es sogar die Kreise, die die treueste Stütze des Thrones waren.

In besonders tiefe Trauer wurde durch S. M. die Familie eines Divisionskommandeurs veretzt. Dieser hatte vier Söhne. Der eine von ihnen war bei der Kaiserlichen Marine eingetreten und war wohl schon Leutnant zur See, als er die verhängnisvolle Nordlandreise mit S. M. mitmachte, die seinen gewaltigen Tod herbeiführen sollte. Der Unfall war ganz harmlos. Wilhelm II. in bester

Der Welt und Wissen ...

Welt und Wissen

Nicht Ballonreisen, sondern Ballonfische. In seinem kürzlich bei Brockhaus erschienenen Buch: "Im Jauber mexikanischer Gewässer" berichtet Gera Hughes Banning von einem recht eigenartigen Fisch, der "Puffer" oder "Kugelfisch", der in vielen Meeren vorkommt. Es mag ein höchst ergötliches Erlebnis gewesen sein, als Banning zum erstenmal einen solchen Kugelfisch sah. Wird er eines Tages an eine Wasserläche geführt, in dem ein kleiner Fisch herumschwamm. "Wenn ich nun mir zusehen müßten, daß es das gelbste, einfältigste, leopardenfleckteste aller Fischlein war, so erschien es uns doch nicht gar so absonderlich, denn wir hatten ja tausendfältige Wunder geseht. Wir bemerkten zunächst nur ein leeresvolles Väschen an ihm; es wirkte in seinem engen Nebel über, als sei es vom Giebelreihen verlegt.

"Ganz netter Fisch", sagte ich. "Sicher", meinte Joe. "Nimm ihn auf!" Ich gehörte; der Doktor griffte, ich ahnte, daß etwas geschehen würde. Ich fühlte dieses Geschehen, denn das Ding füllte allmählich meine Hand aus, sich zu doppelter Größe aufbläsend. Es wurde fast fingerdick. Da ich fürchtete, es werde jeden Augenblick platzen, ließ ich es schnell wieder ins Wasser fallen. Dort lag es auf dem Rücken, mit Maul und Nase über Wasser, und trieb vom Winde dahin wie ein glänzender Kinderballon. So lachte. "Was auf!" rief er, und während wir staunen zusehen, ließ das Fischlein das schwache Quaken eines frischen Froisches hören und verminderte seinen Umfang sofort um ein Drittel. Es quakte wieder und ward um die Hälfte kleiner; es quakte so oft, bis es sich auf seine gewöhnliche Größe herabgequakt hatte. Dann stellte es seinen Kiel wieder gleichmäßig ein und sappelte verträglich durch die Flut.

Ein bewundernswürdiger Bewässerungsplan. Das Klima Südafrikas ist in den letzten Jahrhunderten, ja sogar in den letzten Jahrzehnten immer trockener geworden. Wenn dieser Prozeß die Gemüter noch nicht fester erreat, so nur deshalb, weil sich keine Auswirkungen erst im Ablaufe längerer Zeit bemerkbar machen werden. Verschiedene Geologen vertreten die Ansicht, daß die erst 300 Jahre alten Viktorialfälle an der südafrikanischen Klimaaänderung schuld sind, und daß sich vor ihrem Entstehen der Gambe mit allen seinen Nebenflüssen in die Kalahari-Steppe ergoß, wo er ein ausgebreitetes Seenetzwerk schuf. Dieses riesige Gebiet trat zwar auch heute noch zur Regenzeit beträchtliche Wassermengen, aber unter der ausdörenden Sonne verdampfen sie nutzlos. Außerdem verdrängen die erbliche Teile in ein unterirdisches Reservoir, dessen Lage bisher nicht festgestellt werden konnte. Letztere man jedoch den Samen bei in kein allzu weit zurück, so würde sich auch das Anstich der Kalahari vom Grund aus ändern, aus Steppe und Wüste würde fruchtbares Land. Und in der Folge würden diese weiten bewässerten Strecken ihren klimatischen Einfluß bis nach Kapstadt hinunter fühlbar machen, nicht anders als durch die künstliche Bewässerung Kaliforniens, Arizonas und Texas' sich das nordamerikanische Klima bis Newyork hin verändert hat. Dieses Projekt, das durch seine Großartigkeit und seine Auswirkungsmöglichkeiten im ersten Augenblick verwirrt, ist keinesfalls bloß ein schöner Traum, sondern die Unionsregierung ist deswegen bereit smit der portugiesischen in Unterhandlungen getreten. Eine große Expedition unter Führung von Professor Schwarz aus Grahamstown, dem geistigen Vater dieses bewundernswürdigen Bewässerungsplanes, ist in Aussicht genommen. — Als Quelle für diesen Bericht haben wir das hochinteressante neueste Buch des Weltreisenden Colin Rob. "Die erwachende Sphinx". Durch Afrika vom Kap nach Kairo" benutzt. Es zeigt das moderne Afrika so, wie es heute wirklich ist, und nicht im Schimmer vergangener Romantik.

Ein Volk ohne Sprache. Tief in den Urwäldern Boliviens leben die nomadierenden Siriono, wohl das primitivste Volk der Erde. Es hat keine Sprache, sondern seine Angehörigen verständigen sich untereinander durch Mienen und Gebärden. Kleidung ist ihm unbekannt, und seine einzigen beiden Werkzeuge benutzt es nur zur Herstellung von Pfeilen und Bogen. Die sonst bei primitiven Völkern sehr beliebten Glasperlen bedeuten ihm nichts. Mit einem gekrümmten Messer versehen die Siriono nichts anzufangen, trotzdem Mitglieder der Frankfurter Anthropologischen Expedition ihnen dessen große Verwendungsmöglichkeit zeigten. Prof. Dr. H. H. Wagener, der Leiter der Expedition, schildert in der "Umjchau" über die Fortschritte in Wissenschaft und Technik die Ergebnisse und bisherigen Ergebnisse der Expedition, die unter den schwierigsten Verhältnissen gewonnen wurden. Da die Siriono überaus mißtrauisch sind, gelang es den Forschern bisher nicht, mit ihnen in Tauchhandel zu treten. Nur durch allerlei Listen konnten photographische Aufnahmen der Leute und ihrer Werkzeuge gemacht werden, die in der "Umjchau" wiedergegeben sind. Die Siriono gehören nicht zu den Indianerstämmen, unter denen sie wohnen, sondern haben große Ähnlichkeit mit Taven der Südpolebevölkerung; auch mongolische Schlitzaugen finden sich unter ihnen.